Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 130 (2010)

Artikel: "An Abwechslungen hat es uns nie gefehlt!" : Kindheitserinnerungen von Heinrich Gysler (1881-1972) aus der Stadt Zürich um 1890

Autor: Brändle, Fabian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985160

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FABIAN BRÄNDLE

«An Abwechslungen hat es uns nie gefehlt!»
Kindheitserinnerungen von Heinrich Gysler (1881–1972) aus der Stadt Zürich um 1890

Einleitung

Die Stadtsoziologie boomt. Das Interesse an kulturellen Praktiken, symbolischen Handlungen von Städterinnen und Städtern oder an städtischen Subkulturen ist seit der «kulturellen Wende» der Geschichts- und Sozialwissenschaften ungebrochen.[1] Die Faszination für fremde Lebenswelten und für exotische Lebensstile hält Ethnologen, Soziologen und Geschichtswissenschaftler gleichermassen in Atem. So werden seit zehn Jahren auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller sowie Journalistinnen und Journalisten wiederentdeckt, die detailgetreu über die Gewohnheiten und Bräuche der städtischen Unterschichten berichtet haben. Drei Beispiele dafür: Henry Mayhew (1812–1887), der Journalist, Sozialreformer und Chronist der Londoner Armut in der viktorianischen Zeit[2], Hans Ostwald (1873–1940), der lange Zeit vergessene Berliner Journalist, Schriftsteller und Herausgeber der vor dem Ersten Weltkrieg erschienenen «Grossstadt-

[1] Vgl. zusammenfassend Lindner, Rolf. Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2004. Für die kritische Lektüre meines Textes danke ich ganz herzlich PD Dr. Christian Koller, Zürich/Bangor, und Dr. Christoph Ammann, Zürich.

[2] Vgl. etwa Taithe, Bertrand. The Essential Mayhew. Representing and Communicating the Poor. London 1996.

Dokumente»[3], oder Robert Ezra Park (1864–1944), der Journalist, Soziologieprofessor und Begründer der «Chicago School of Sociology»[4], der einerseits selber forschte und andererseits eine Vielzahl von brillanten mikrosoziologischen, auf persönlichen Beobachtungen ruhenden Studien[5] anregte, die das Alltagsleben Chicagos, damals der Inbegriff der modernen Grossstadt, akribisch beleuchten. Allen drei Autoren eignet das Interesse für die dunklen Seiten der Grossstädte, für Obdachlose, Tramps, Hobos (amerikanische Wanderarbeiter), Gauner, Zuhälter, Prostituierte, Kleinkriminelle.

Während also über London, Chicago und Berlin dank der genannten Autoren eine dichte Überlieferung der unterschichtlichen Lebenswelten des letzten Jahrhunderts vorliegt, herrscht für Zürich diesbezüglich Mangel. Ausnahmen sind die um 1900 erschienenen Berichte zur sozialen Frage aus der Feder des Aussersihler Pfarrers und späteren SP-Stadtrats Paul Pflüger (1865–1947).[6]

Umso willkommener ist daher eine im Jahr 1964 im Selbstverlag herausgekommene Sammlung kürzerer Texte von Heinrich «Heiri» Gysler.[7] Diese Sammlung umfasst 73 kurze Texte auf rund 250 Seiten. Sie enthält auch einige Zeichnungen des Autors.

Heinrich Gysler lebte von 1881 bis 1972. Er war Journalist, langjähriger Kolumnist bei der «Tat» sowie Verfasser einiger Dialekt-Theaterstücke. In seinem Nachlass findet sich neben den Schriften auch eine recht umfangreiche Abzeichensammlung, die Gysler als

---

[3] Vgl. Thies, Ralf. Ethnograph des Dunklen Berlin. Hans Ostwald und die Grossstadt-Dokumente (1904–1908). Köln 2006.

[4] Vgl. etwa Christmann, Gabriela B. Robert E. Park. Konstanz 2007.

[5] Vgl. etwa Anderson, Nels. The Hobo-Sociology of the Homeless Man. Chicago 1923; Thrasher, Frederick. The Gang. Chicago 1927; Wirth, Louis. The Ghetto. Chicago 1928.

[6] Vgl. etwa Pflüger, Paul. Die Wohnungsfrage. Zürich 1899. Pflüger war 1907 auch Initiant des Schweizerischen Sozialarchivs. Nach einem Nervenzusammenbruch musste Pflüger 1922 von allen politischen Ämtern zurücktreten. Vgl. Kälin, Urs. Paul Pflüger. In: www.sozialarchiv.ch/Ueberuns/Pflueger.html, eingesehen am 4. Oktober 2008.

[7] Gysler, Heiri. Erinnerungen an Zürich vor der ersten Stadtvereinigung. 253 Seiten, illustriert. Zürich 1964

Abb. 1: «Einst in Zürich», von Heiri Gysler, erschienen 1964 in Zürich im Eigenverlag.

Kenner der städtischen Festkultur ausweist.[8] Wie Mayhew, Ostwald und Park schöpfte Gysler als Journalist aus dem Genre der Reportage.[9] Als Sohn einer kinderreichen Wirtefamilie im Niederdorf und in Aussersihl aufgewachsen, erlebte Gysler eine typische, von Armut geprägte Kindheit. Diese Kindheitserlebnisse schrieb er in vielen Kolumnen nieder. Sie geben einen facettenreichen Einblick in das Zürich vor der ersten Eingemeindung, in die Welt um 1890. Es ist erstaunlich, dass Gysler bisher von der Forschung kaum beachtet wurde. Eine Ausnahme bildet Heidi Witzigs hervorragende Studie zum schweizerischen Alltagsleben um 1900.[10] Gysler interessierte sich nicht nur für die städtische Welt. Wichtig war ihm auch das Land in der Stadt, waren ihm die Überbleibsel der ländlichen Vergangenheit der neuen Aussenquartiere wie Höngg, Fluntern oder Wipkingen. Der folgende Artikel will Gyslers genaue Beobachtungen dokumentieren und gleichzeitig Anregung sein, sich vermehrt mit dessen Kolumnen zu beschäftigen.

Schmale Kost

Heiri Gysler wuchs in einer kinderreichen, ziemlich armen Familie auf. Die Eltern führten ein Wirtshaus, die Grossmutter hatte einen kleinen Laden. Entsprechend schmal war die Kost.[11] In mehreren Kapiteln beschreibt Gysler, was im Alltag und an Festtagen auf den Tisch kam. Zu den alltäglichen Speisen gehörte Mais:

---

[8] Vgl. Stadtarchiv Zürich, VII. 222, Heinrich Gysler.

[9] Vgl. Lindner, Rolf. Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 2007.

[10] Vgl. Witzig, Heidi. Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914. Zürich 2000, S. 120.

[11] Zur Ernährung der Unterschichten aus schweizerischer Sicht vgl. etwa Schaffner, Martin (Hg.). Brot, Brei und was dazugehört. Über sozialen Sinn und physiologischen Wert der Nahrung. Zürich 1992; Tanner, Jakob. Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz, 1890–1950. Zürich 1999.

«Gewöhnlich gab es zweimal in der Woche zum Mittagessen ‹Maisbrägel›, der in einer grossen Platte auf den Tisch kam, nachdem er reichlich mit heisser ‹Bölleschweizi› übergossen war. Diesen Maisbrägel kochte Mutter in der grossen Messingpfanne, in der sich dann jedes Mal ein brauner Niederschlag festsetzte. Dieser Niederschlag war für uns alle ein wahrer delikater Hochgenuss (...).»[12]

Brot und Kartoffeln sowie Omeletten gehörten zu den täglichen Mahlzeiten, während Fleisch beinahe ein «Luxus»[13] war. Entsprechend hoch schätzten die Ärmeren seinen Konsum ein. Kalbfleisch war den Reichen vorbehalten, ebenso Hühnerfleisch, das nur ganz selten serviert wurde. Kuhfleisch hingegen gab eine ausgezeichnete Suppe ab. Verwertet wurde selbstverständlich auch das Gekröse:

«Am Abend sass die ganze Familie am Küchentisch und schnitt sorgfältig das viele Fett vom Gekröse weg, das dann von der Mutter mit Butterzusatz ausgelassen wurde. Die sogenannten ‹Grüben›, die dabei geröstet wurden, galten als ganz besonderer Hochgenuss: wir bekamen sie am andern Tag mit Brot als Mittagsmahl aufgetischt. Oder dann kochte die Mutter das feinzerhackte Gekröse mit einer Sauce auf, wozu sie eine Platte voll Makkaroni servierte, die damals noch 50 Rappen das Kilo kosteten.»[14]

Und an anderer Stelle:

«Aus dem eigentlichen ‹Krös› kochte die Mutter ein sehr schmackhaftes, kuttelähnliches Gericht, das wir meist nicht einmal ganz zu bewältigen wussten. Am andern Tag holte die Mutter etwas Bratwurstbrät und weichte einen Sack voll ‹Suppetünkli› in Milch auf, während einer von uns mit dem Wiegenmesser das übriggebliebene ‹Krös› fein zerhacken musste. Das Zeugs wurde dann gemischt, und zum Schluss kam eine grosse Pfanne voll ‹Fleischkügeli› heraus.»[15]

---

[12] Gysler, Einst in Zürich, S. 17.
[13] Gysler, Einst in Zürich, S. 236.
[14] Gysler, Einst in Zürich, S. 236 f.
[15] Gysler, Einst in Zürich, S. 18.

Fett war damals noch kein Problem.[16] Die Leute arbeiteten meistens körperlich hart und brauchten dringend Proteine und ungesättigte Fettsäuren. Wie sehr Fleisch Mangelware war, beweisen Gyslers Bemerkungen zum Knabenschiessen. Dort erhielten nämlich die Knaben eine Bratwurst zugesprochen, die sie mit Wonne verzehrten. Dabei spielte es keine Rolle, wie gut die Knaben geschossen hatten: «Das war immerhin etwas, das jedes Bubenherz höher schlagen liess.»[17] Kaum hatten sie die Wurst verschlungen, bettelten sie schon bei den Eltern um einen Cervelat, «der auch gewöhnlich nebst einem ‹Blätterliwasser›, einer Limonade für fünfzehn Rappen, bewilligt wurde. Fanden wir bei den Eltern nicht das nötige Verständnis für unsere Wünsche, waren meist die Grosseltern dabei, einzuspringen, oder vielleicht nahmen sich unser dann Bekannte an, denn zu jener Zeit war das alte Zürich ja noch ein reines Dorf, in dem jeder jeden kannte.»[18]

Das Sihlhölzli-Knabenschiessen fand nur einmal im Jahr statt. Das Fest war damals noch eine rein stadtzürcherische Angelegenheit und bei weitem noch nicht so gross wie heute. Die Knaben hatten trotzdem ihren Spass, sei es auf dem Karussell, sei es beim Schiessen selber, das allerdings von grosser Nervosität begleitet war. Die besten Schützen erhielten einen «butzeten Fünfliber» zum Anstecken:

«Mit den Trägern derartiger Siegeszeichen konnten wir gewöhnlichen Bürger überhaupt nicht mehr verkehren und wenn wir uns erlaubten, einen jener Glücklichen zu bitten, uns seinen Preis zu zeigen, so liess er sich huldvollst wie ein leutseliger Duodezfürst herab, uns einzuschärfen, ja recht vorsichtig mit der Münze umzugehen.»[19]

Nicht allen Burschen war es indessen vergönnt, am Knabenschiessen und der Chilbi teilzunehmen. Fritz etwa, der Sohn einer mausarmen ledigen Mutter, konnte erst am Fest teilnehmen, als ihm Vater Gysler gute Kleidung borgte und die 50 Rappen Einschreibegebühr spendierte. Fritz schoss überraschend gut. Abends kehrte er mit Vater Gys-

---

[16] Vgl. dazu die Sonderausstellung «VollFett. Eine Ausstellung mit Gewicht» im Mühlerama Zürich vom 23. August 2007 bis zum 20. Juli 2008.

[17] Gysler, Einst in Zürich. S. 167.

[18] Gysler, Einst in Zürich, S. 160.

[19] Gysler, Einst in Zürich, S. 168.

ler in ein Wirtshaus ein, wo die Gäste für ihn sammelten, bis er sich eigene neue Kleidung leisten konnte. Noch Jahrzehnte später erinnerte sich Fritz als etablierter Handwerker an diesen Freudentag.

Attraktionen

Das Knabenschiessen war sicherlich ein Höhepunkt im Jahreslauf. Da die Knaben um Heiri Gysler nur durch Botengänge manchmal ein Zehnrappenstück verdienten, war es für sie beinahe unmöglich, an der weitgehend kommerzialisierten Freizeitkultur Zürichs teilzunehmen. Doch warteten verschiedene kostenlose Attraktionen darauf, entdeckt zu werden. An der Zollstrasse in Aussersihl befand sich beispielsweise eine Viehrampe, «wo das Schlachtvieh ausgeladen wurde und von wo tagtäglich Metzgerburschen mit den dort abgeholten Vierbeinern durch die Gemeinde Aussersihl zu den betriebseigenen Schlachthöfen zogen.»[20]

Ein Mann von legendärer Kraft, «de Schaggi Bume», händigte den Metzgergesellen das Vieh aus. Er hatte einen Sprachfehler und wurde daher oft von den Buben verspottet. Da der starke Mann «von den losgerissenen Rindern oder Schweinen überrannt wurde und dieses trotz des ausdrücklichen Geleiseüberschreitungsverbots kreuz und quer zwischen den pendelnden Bahnzügen»[21] zusammensuchen musste, entstand oft ein grosses Chaos. Fluchend und laut scheltend stapfte Baumann hinter dem ausgerissenen Vieh her, ein Spektakel, dass sich die Aussersihler Knaben nicht entgehen liessen. Manchmal riss ein Muni aus und entkam auf die Langstrasse, wo er Angst und Schrecken auslöste. Einmal beobachtete Gysler gar, wie Baumann von der Schusswaffe Gebrauch machte und einen wilden Stier niederschoss. Dieser hatte sich in ein Schaufenster geworfen und sich dabei arg verletzt. Ähnlich beliebt wie der starke Baumann war der Aussersihler «Ausrufer», ein ziemlich heruntergekommener Mann, der die

[20] Gysler, Einst in Zürich, S. 185.
[21] Gysler, Einst in Zürich, S. 185.

Beschlüsse des Gemeinderates bekanntmachte. Aussersihl war damals noch selbständig, und viele Bewohnerinnen und Bewohner konnten sich ein Abonnement des «Zürcher Tagblattes» ohnehin nicht leisten. Mit einer Glocke ausgerüstet machte der Ausrufer seine Tour durch die Strassen des Quartiers. Wie der starke Baumann war er das Ziel des Burschenspottes. So entwendeten ihm die Buben gerne die Glocke. Dann setzte es eine Tracht Prügel ab, und den Knaben verging der Spott für eine Weile.

Auf der damals noch unbebauten Rotwandwiese trafen sich die Aussersihler Buben zu Spiel und Sport. Dort spielte sich, so Gysler, der grösste Teil des jungen Lebens ab. Fussball war ihnen der Lieblingssport:

«Schon damals hatte das Fussballfieber die Jungen ergriffen, aber leider fehlte der nötige Klang für einen Fussball, und als Ersatz beschafften wir leere Blechbüchsen, die wir mit unseren blossen Füssen herumtschutteten, bis der eine oder andere mit blutigen Zehen heulend nach Hause rannte.»[22]

Gyslers Aufzeichnungen sind der erste bekannte Beleg für die Existenz eines wilden Strassenfussballs in der Schweiz.[23] Bis dahin war dies eine Zürcher Quelle aus dem Jahre 1914.[24] Von England um 1875 übernommen, war der Fussball erst eine elitäre Angelegenheit.[25] Namentlich Studenten und hohe Bürger widmeten sich dem Sport, der für das moderne, kosmopolitische und liberale Grossbritannien stand. Dass die Aussersihler so früh mit Blechbüchsen kickten – Bälle waren unerschwinglich – zeigt auf, wie der Fussball rasch in die unteren Schichten der Grossstädte diffundierte.[26]

---

[22] Gysler, Einst in Zürich, S. 175.

[23] Gysler, Einst in Zürich, S. 175.

[24] Vgl. Oertli, Wilhelm. Stationen. Vom Arbeiterkind zum Industriellen. Frauenfeld 1979, S. 54.

[25] Vgl. Lanfranchi, Pierre. Football et modernité. La Suisse et la pénétration du football sur le continent. In: traverse 5 (1998), S. 76–88; Koller, Christian. «Little England». Die avantgardistische Rolle der Schweiz in der Pionierphase des Fussballs. In: Jung, Beat (Hg.). Die Nati. Die Geschichte der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft. Göttingen 2006, S. 11–22.

[26] Für den Schweizer Strassenfussball der Zwischenkriegszeit vgl. Brändle, Fabian. Tennisbälle, Dolen und zerbrochene Scheiben. Zur Geschichte des Schweizer Strassenfussballs vor dem Zeitalter des Automobils (1920–1945). In: SportZeiten 7/3 (2007). S. 7–20.

Beliebt war auch das ältere «Stecklispiel», bei dem «jeder Bube mit einem zugespitzten Stecken, den er in die Erde schleuderte, den andern die ihrigen wegschiessen musste.»[27] Manchmal nutzten die Knaben freilich die Stecken auch dazu, aufeinander loszugehen. Dann kam es zu veritablen Schlägereien zwischen Langsträsslern und Rotwändlern. Generell sind Gyslers Erinnerungen geprägt von einer körperbetonten Jugendkultur. Ein ganzes Kapitel widmet sich den Kämpfen zwischen Niederdörflern, Münstergässlern, Rennweglern, Untersträsslern und Aussersihlern.[28] Dabei kamen Heizibürdelibengel zum Einsatz, und so manche Schramme zeugte vom verbissenen Kampf. Ziel war es, eine gegnerische Knabenschaft einzukesseln.[29] In der verwinkelten Altstadt fand sich indessen oft ein Fluchtweg. Wenn es die Knaben zu bunt trieben, griffen Erwachsene ein, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Einige erfreuten sich indessen am wilden Treiben:

«Einige der Metzgermeister warfen sogar hastig ihre Metzgerbeile weg, um dem Kampfgewühle auf dem Weinplatz zuzuschauen. Es wäre ihnen nicht im Traume eingefallen, uns dabei irgendwie zu stören, im Gegenteil, mit schmunzelndem Lächeln freuten sie sich am Tatendrang der Buben.»[30]

Diese Stelle zeigt auf, dass Jugendgewalt damals von vielen Erwachsenen mehr oder weniger geduldet war, namentlich von Metzgergesellen, die seit dem Spätmittelalter berüchtigt waren für den schnellen Einsatz ihrer Fäuste.[31]

---

[27] Gysler, Einst in Zürich, S. 175.

[28] «Bubenschlachten von Anno dazumal», in: Gysler, Einst in Zürich, S. 67–70.

[29] Zur gewalttätigen Jugendkultur vgl. etwa Gestrich, Andreas. Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs 1800–1920. Göttingen 1986.

[30] Gysler, Einst in Zürich, S. 69.

[31] Zu den gewalttätigen Metzgergesellen Zürichs vgl. Koller, Christian. Zwischen Handwerkerethos, Klassenkampf und Republikanismus. Der Zürcher Schlosserstreik von 1866. In: Zürcher Taschenbuch 2006, S. 313–343; zu denjenigen Basels vgl. Haenger, Peter. Das Fleisch und die Metzger. Fleischkonsum und Metzgerhandwerk in Basel seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zürich 2001.

Eine weitere Attraktion Aussersihls waren die Streiks, die in den krisenhaften 1880er-Jahren recht häufig waren. Die Knaben beobachteten die Kämpfe, die zwischen Streikwilligen und Streikbrechern ausgefochten wurden:

«In jenen turbulenten Zeiten gab es immer wieder etwa einen Streik, der mit recht viel Tamtam durchgeführt wurde. Wenn etwa einige der Aussersihler Stockbürger mit den Streikposten in Konflikt gerieten, hatten wir unser grösstes Vergnügen, besonders wenn dabei ein ganzes Vokabularium von Schimpfwörtern herunterrasselte.»[32]

Noch während des Generalstreiks von 1918 rief das sozialdemokratische Volksrecht die Eltern dazu auf, ihre Kinder von der Strasse zu nehmen, da diese das Militär provozieren und einen geordneten Streikverlauf gefährden würden.[33] Dies zeigt auf, wie sich die Kinder mit den Streikenden solidarisierten und sich somit im roten Aussersihl sozialisierten.

Eine einmalige Attraktion war die Seegfrörni von 1891. Vom Januar bis Ende Februar war der Zürichsee von der Stadt bis nach Rapperswil total zugefroren. Dies brachte einen ungeheuren Aufschwung des Eissportes:

«Soweit der Blick reichte, sah man bis nach Thalwil hinauf Schlittschuhläufer als winzige schwarze Pünktchen sich auf dem Eis bewegen. Täglich wurden Wetten abgeschlossen, in welcher Zeit ein tüchtiger Schlittschuhläufer von Zürich nach Rapperswil gleiten könne, und die Strecke wurde einige Male in etwas weniger als drei Stunden zurückgelegt.»[34]

---

[32] Gysler, Einst in Zürich, S. 171. Zu Zürcher Streiks um 1900 vgl. Koller, Christian. «Die russische Revolution ist ein reines Kinderspiel gegenüber derjenigen in Albisrieden!». Der Arbenzstreik von 1906 in mikro- und kulturhistorischer Perspektive. In: Historische Anthropologie 11 (2003). S. 370–396; Koller, Christian. Zürichs Kosakenzeit. Der Streiksommer 1906 und seine Folgen. In: Rote Revue 83/3 (2006), S. 39–43.

[33] Vgl. Suter, Meinrad. Kantonspolizei Zürich 1804–2004. Zürich 2004, S. 174 und 177.

[34] Gysler, Einst in Zürich, S. 139.

Die Schlittschuhe musste man ausnahmslos an die Schuhe schnallen. Bekannt waren die Modelle «Halifax», «Merkur», «Englisch» und «Halbenglisch». Eishockey war noch unbekannt. Trotzdem gab es kollektive Aktionen. So bildeten hunderte von Personen nach dem Eindunkeln mit Lampions versehen eine Schlange und fuhren in Serpentinen auf dem weiten See herum. Andere bildeten eine sogenannte Schleuderkette. Der Letzte wurde weite Strecken fortgeschleudert, «bis er sich mit lautem Plumps auf das Eis setzte, dass es bis weit hinaus dröhnte.»[35] Nachts spielten Musikkapellen zum Tanz auf. Die unvermeidlichen Studenten suchten ein amouröses Abenteuer und kreisten schnell alleinstehende junge Frauen ein. Bei so viel Volk durften natürlich findige Geschäftemacher nicht fehlen. Gut gingen die zahlreichen Maronistände, die in der Regel von Italienern oder Tessinern betrieben wurden. Andere vermieteten Schlitten und Schlittschuhe, wieder andere verkauften Bier, Kaffee und Glühwein. Ein besonders findiger Drucker verhausierte gar eine eigene Eiszeitung, die es immerhin auf fünf Ausgaben brachte. Für die Kinder bestand die Möglichkeit, sich einen Zehnräppler zu verdienen, indem sie zum «Wähenhuber» marschierten und dort eine feine Wähe holten, auf die ein Erwachsener sehnlichst wartete.

Wie schon angetönt, fehlte es den Zürcher Knaben meistens an Bargeld. Viele Vergnügungen waren aber nicht gratis. Besonders beliebt waren die Völkerschauen, die der Wirt «Papa» Mebes im Plattengarten in Fluntern veranstaltete.[36]

«Für uns Buben aber war vor allem interessant, wie er (Mebes) als erster in Zürich begann, exotische Völkerstämme auftreten zu lassen. Singhalesen, Malaien, Somalineger, sogar Azteken und wild bemalte Indianer wurden im Saalanbau einquartiert, und tagsüber demonstrierten diese braunen, gelben, schwarzen und rothäutigen Stämme ihr Leben und ihre Sitten.»[37]

---

[35] Gysler, Einst in Zürich, S. 141.

[36] Zu den Zürcher Völkerschauen vgl. Brändle, Rea. Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze, Zürich 1880–1960. Bilder und Geschichten. Zürich 1995.

[37] Gysler, Einst in Zürich, S. 198.

Mebes hatte um den Garten eine zwei Meter hohe Jutewand erstellt, um Kiebitze abzuhalten. Doch wussten sich die Buben zu helfen, «indem wir Mutters gute Schere mitlaufen liessen und besonders gegen die Schönberggasse hin Löcher herausschnitten.»[38] Die Schaustellertruppen hatten jedoch ihre Aufpasser, welche die Knaben mit wildem Kriegsgeschrei verscheuchten: «Das genügte, und wir stoben ohne anzuhalten wohl einen Kilometer weit davon, um uns in der Stadt unten im sicheren Schlupfwinkel zu verbergen.»[39] Später, um 1900, stellte Mebes neben Volksstämmen auch wilde Tiere aus: Affen, Bären, Giraffen, Antilopen. Diese hatte er von seinem Freund, dem international tätigen, rührigen Hamburger Tierhändler Carl Hagenbeck[40] (1844–1913) ausgeliehen. Mebes errichtete eigens eine kleine Menagerie, und die Leute strömten in sein florierendes Wirtshaus, um Neuankömmlinge zu begutachten. Der Zürcher Zoo wurde erst im Jahre 1929 gegründet und war somit eine Errungenschaft des «Roten Zürich».

Unter Ausschluss der Öffentlichkeit trafen sich indessen die Angehörigen schlagender Verbindungen, um Mensuren abzuhalten. Doch liessen sich die Knaben auch dieses Spektakel nicht entgehen, denn: kein Fensterladen so dicht, «dass er nicht einen kleinen Spalt offen liess, durch den wir nächtlicherweise diese blutigen Säbelkämpfe beobachten konnten.»[41] Die Stelle belegt auch, dass die Knaben nach Einbruch der Dunkelheit noch in der Stadt umherschweiften. Die Nacht war schon seit dem Mittelalter Zeit der Musse und der Ausschweifungen. Kontroll- und Disziplinierungsversuche von oben waren meist an fehlendem Personal und am Widerstand der Nacht-

---

[38] Gysler, Einst in Zürich, S. 199.

[39] Gysler, Einst in Zürich, S. 199.

[40] Hagenbeck organisierte auch Völkerschauen. Vgl. Thode-Arora, Hilke. Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen. Frankfurt am Main 1989. Über Carl Hagenbeck vgl. auch Dittrich, Lothar. Carl Hagenbeck (1844–1913). Tierhandel und Schaustellungen im Deutschen Kaiserreich. Frankfurt am Main 1998; Ames, Eric. Carl Hagenbeck's Empire of Entertainments. Seattle 2009.

[41] Gysler, Einst in Zürich, S. 200.

gängerinnen und Nachtgänger gescheitert.[42] Ähnlich beliebt wie der Plattengarten war das Wirtshaus am unteren Mühlesteg, wo der findige Wirt Jean Speck geschäftete. Die Gäste wurden dort von leicht bekleideten, «schlanken Negerinnen»[43] bedient. Speck duldete zwar nicht, dass sich Minderjährige in seinem Etablissement aufhielten, doch schlichen die Knaben «rasch mit einem Erwachsenen ins Lokal, wurden aber bei Entdeckung rasch wieder herausgepfeffert.»[44] Speck wurde indessen ziemlich reich. Er eröffnete ein Panoptikum auf der Werdinsel. Im Parterre zeigten zahlreiche Zauberer und Fakire ihre Künste. Doch kam auch die Erotik nicht zu kurz:

«Im hinteren Teil war gegen eine Extra-Eintrittsgebühr allerlei Lüsternes zu sehen, und im ersten Stock konnte man sich nach einem neuen Eintrittszwanziger bei den Sitten und Bräuchen exotischer Völker unterhalten. Auch der damals noch junge Magier Marcelli gastierte zuweilen hier mit seinen Fingerfertigkeiten.»[45]

Speck war etwas später auch ein Pionier der «lebenden Bilder», wie die ersten Filme genannt wurden:[46]

«Samt und sonder handelte es sich nur um Wildwester, Raufereien, Schlägereien und Schiessereien unter Verbrechern. Sonderbarerweise hatten jene Filme die grösste Zugkraft, bei denen sich keifende Weiber gegenseitig die Haare ausrissen und ihre Schirme auf den Köpfen ihrer Gegnerinnen zu Fetzen verarbeiteten.»[47]

Ein unermüdlicher, mit vielen Talenten ausgestatteter Klavierspieler begleitete die Stummfilme. Dazu Gyslers genaue Beobachtungen:

«Auf dem Deckel seines tonkräftigen Klaviers hatte er ein ganzes Arsenal von Lärminstrumenten. Jede Handlung im Film musste er

---

[42] Vgl. die hervorragende Studie von Casanova, Christian. Nacht-Leben. Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523-1833. Zürich 2007.

[43] Gysler, Einst in Zürich, S. 135.

[44] Gysler, Einst in Zürich, S. 135.

[45] Gysler, Einst in Zürich, S. 135 f.

[46] Zur frühen Schweizer Kinogeschichte vgl. etwa Haver, Gianni und Pierre-Emmanuel Jacques. Le spectacle cinématographique en Suisse (1895–1945). Lausanne 2003; Kramer, Thomas und Martin Prucha. Film im Lauf der Zeit. 100 Jahre Kino in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Wien 1994.

[47] Gysler, Einst in Zürich, S. 136.

hörbar mit irgend einem Ding begleiten. Bei Ohrfeigen klatschte er mit einer ‹Saublattere› an die Klavierwand; gingen Glasgeschirre in Trümmer, schmetterte er eine Anzahl kleinerer Metallblätter gegen den Boden und imitierte so den Scherbenhaufen. (...). Natürlich klappte die Sache nicht immer gleich gut, es kam vor, dass einer der Akteure auf dem Film zu Boden stürzte, ehe der Klavierspieler sein Schiesseisen knallen liess. (...). Andererseits aber konnte er den surrenden Film recht realistisch gestalten. Wenn zum Beispiel in einem der beliebten Wildwester eine Kavalkade von Reitern über die stiebende Steppe raste, begleitete er das mit Trommelschlägern auf einem Stück ausgehöhltem Hartholz, erst ganz leise wie aus weiter Ferne, um immer lauter zu werden, je näher die Reiterschar kam.»[48]

Western waren die Lieblingsfilme der Anfänge des Kinos in der Schweiz. Indianer und Cowboys faszinierten aber auch anderweitig, in Form der «Indianerbüchli», die das Stück bloss zehn Rappen kosteten.[49]

«Je mehr Weisse von den Indianern skalpiert wurden oder in fürchterlichen Nahkämpfen massenhaft Rothäute ermordet wurden, um so begehrter waren jene kleinen Heftli, die sozusagen jeder Bub, der lesen konnte, in seinen Taschen hatte.»[50]

Trotz des recht niedrigen Preises war es für viele Kinder unmöglich, sich ein Heft zu kaufen. Die Folge davon war ein «unvorstellbar vielseitiger Tauschhandel. Eher vertauschte ein Bub seine grosse eiserne ‹Bumm› (eine Glasmurmel, der Verf.), um leihweise ein Heftchen zum Lesen zu bekommen.»[51] Schullehrer wussten um die Lektüren ihrer Schüler, doch konnten sie nur wenig ausrichten im Kampf gegen

---

[48] Gysler, Einst in Zürich, S. 137.

[49] Zu populären Lesestoffen vgl. etwa Schenda, Rudolf. Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. München 1976.

[50] Gysler, Einst in Zürich, S. 97.

[51] Gysler, Einst in Zürich, S. 98.

den «Schund».[52] Bei Auffinden der Heftli wurden diese kurzerhand konfisziert. Als Gegenmassnahmen wurden später an den Schulen die SJW-Heftchen zu einem billigen Preis verkauft. Teure Spielsachen konnten sich nur die begüterten Familien leisten:

«Elektrische Eisenbahnen? Das kam überhaupt nicht in Frage, es brannten in den Wohnungen doch noch die Petrolfunzeln, weil man den lichtspendenden Strom nur vom Bücherlesen her kannte.»[53]

Die Jungen gaben ihr kärglich verdientes Taschengeld für Süssigkeiten oder im Herbst für Bastelbögen aus. Kunstvoll bastelten sie Lampenschirme zusammen, die sie an Weihnachten stolz den Eltern präsentierten. In den Jahren 1890 und 1891 wurde diese «Lampenschirmmanie» durchbrochen, denn der 1889 begonnene Bau des Pariser Eiffelturms hielt auch die Zürcherinnen und Zürcher in Atem. Der Händler vom Hirschengraben reagierte sofort darauf und hielt fortan Bastelbögen des monumentalen Kunstwerks feil:

«Diese Eiffelturm-‹Krankheit› herrschte so arg, dass in unserer Stube gleich fünf solche Dinger herumstanden, weil sich doch jeder von uns den schöneren Turm machen wollte.»[54]

Pauperismus

Heiri Gyslers Berichte sind nicht nur informativ für den Erforscher der vergangenen Freizeitkultur, sondern auch sensibel gegenüber den Armen der Stadt. Gysler war, wie schon gesagt, finanziell nicht auf Rosen gebettet. Sein Blick auf die Armen der Stadt ist geprägt von grossem Mitgefühl, ist niemals verächtlich oder von oben herab.

---

[52] Zum Kampf der Eliten gegen den «Schund» im deutschen Kaiserreich vgl. Maase, Kaspar. Die soziale Bewegung gegen Schundliteratur im deutschen Kaiserreich. Ein Kapitel aus der Geschichte der Volkserziehung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 27 (2002), S. 45–123.

[53] Gysler, Einst in Zürich, S. 93.

[54] Gysler, Einst in Zürich, S. 97.

Am sinnfälligsten wurde die Armut in Zürich früher bei der Steinmauer des Hirschengrabens, wo die Eckensteher vom Central, die so genannten «Panduren», auf Gelegenheitsjobs warteten:

«Diese Panduren waren ein äusserst eigenes Völklein. Nicht dass sie etwa arbeitsscheu gewesen wären: die Arbeit durfte nur nicht allzusehr an die Finger greifen und unter keinen Umständen länger als etwa anderthalb Stunden dauern. Es gab zum Teil wirklich erbarmungswürdig aussehende Gestalten darunter, aber das war kein Grund, sich um Dauerbeschäftigung zu bemühen. Die Mannen lebten tatsächlich von der Hand in den Mund, hungerten aber lieber einige Stunden, als dass sie sich in eine dauernde Tretmühle der Arbeit hätten hineinmanöverieren lassen.»[55]

Im Winter, wenn die abgewetzten und zerschlissenen Kleider die sogenannten «Panduren» nicht mehr recht wärmen wollten, erbarmten sich gewisse Zürcher der abgerissenen Männer und schenkten ihnen ganze Schuhe oder getragene Kleider. Nur wenige «Panduren» hatten eine dauerhafte Bleibe irgendwo in einer kalten Mansarde. Die meisten schliefen in Pennen wie dem «Schwarzen Adler», dem «Rössli» oder in der «Heimat» an der Häringgasse. Im Sommer nächtigten sie draussen, auf Bänken im Platzspitz. Manchmal konnten diese Obdachlosen auch im Winter die dreissig Rappen Miete nicht aufbringen. Dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als in einem Viehwagen bei der Zollstrasse zu übernachten. Als andere Notlösung fungierte der Hauptbahnhof, «da die Halle noch nicht hermetisch abgeschlossen wurde wie heute.»[56] Die Eckensteher vom Central hatten als stets bereite Gelegenheitsarbeiter durchaus eine Funktion im damaligen Wirtschaftsleben. Für körperlich harte, stete Arbeit waren sie allerdings zu schwach. So erinnert sich Gysler, wie er einst von seinen Eltern losgeschickt wurde, um einen Holzhacker zu dingen:

«Der eine begann sofort herumzuhumpeln, um mir klarzumachen, dass er unmöglich Holz spalten könne mit seinem bösen Bein, ein anderer redete sich damit aus, dass er ‹grusig Rheuma› habe in den

---

[55] Gysler, Einst in Zürich, S. 31f.
[56] Gysler, Einst in Zürich, S. 32.

Armen, und der dritte eilte schnurstracks davon mit der Ausrede, er sei bereits bestellt - von weitem sah ich ihn dann in einem Wirtschäftchen verschwinden. Mit Müh und Not fand mein Vater dann selber einen Mann, der sage und schreibe zwei Stunden aushielt, aber dann hinkend gelaufen kam, er habe sich ein Scheit ans Bein geschlagen, und seinen Lohn verlangte.»[57]

Verpflegen taten sich die «Panduren» in einer der zahlreichen billigen Schnapsbeizen im Niederdorf, beispielsweise in «Naglers Volksküche», «in einem geradezu fürchterlichen Chaos von alten Bretterbuden und modernen Häuschen.»[58] Der Service war ebenso einfach wie das Lokal, wo Tag und Nacht armselige Gäste sassen. Die Speisekarte bestand aus Käse, Cervelats, kaltem Rindfleisch, Euter und «Kuttelplätz»: Warme Speisen waren Leberli und Geschnetzeltes. Am frühen Morgen gab es für 20 Rappen eine heisse Suppe, zu Mittag für 50 Rappen eine Suppe mit Fleisch und Kartoffeln. Um die hygienischen Verhältnisse war es freilich nicht gut bestellt:

«Wie es in einem solchen Lokal nicht anders sein kann, herrschte aber gegen Mittag schon eine fürchterliche Luft von Schnaps, Fleischgerüchen und Ausdünstungen von halb verwahrlosten Gestalten, die schon am frühen Morgen die Tische zierten. Das meistkonsumierte Getränk war der ‹Güggs›, der entweder in den kleinen, gerippten Gläschen um fünf Rappen oder dann in den Eindeziliterfläschen (sogenannten ‹Buddeli›) um zehn Rappen zu haben war. Bier gab es nur in Flaschen, die von den unkomplizierten Gästen kurzerhand an den Mund gesetzt wurden. Dann gab es um zwanzig Rappen ein sogenanntes Veltlinerglas fremdländischen, billigen Rotwein, den viele Gäste mit schnalzendem, geniesserischem Glucksen langsam genossen. An einer gut sichtbaren Wand klebte ein Plakat mit der Aufschrift: ‹Hier wird nicht gepumpt!›»[59]

Die «Panduren» vom Central sassen hier oft stundenlang vor einem Gläschen Tresch. Wenn ein Geschäftsmann einen Arbeiter suchte,

---

[57] Gysler, Einst in Zürich, S. 34.
[58] Gysler, Einst in Zürich, S. 39.
[59] Gysler, Einst in Zürich, S. 40.

fand er hier immer jemanden, der gerne bereit war, einen halben Franken zu verdienen. Gemäss Gyslers Urteil waren die Gelegenheitsarbeiter vom Central zwar sehr arm, aber durchaus nicht unglücklich, auch wenn ihre Kleider manchmal von Schmutz und «Gwandläusen» strotzten: «Die Leute trugen mit philosophischer Ruhe ihr selbstgewähltes Schicksal und kannten weder Sorgen noch Bangen um den kommenden Morgen.»[60]

Neben Naglers Schnapsbeiz gab es an der Füsslistrasse noch ein weiteres Wirtshaus, wo sich die Ärmsten der Armen auch sonntags über aufhalten konnten:

«Auch diese Spelunke öffnete ihre Pforten schon am Morgen um vier Uhr. Wenn der Wirt sich anschickte, eine Wirtschaft zu öffnen, stellte er auf seinem Buffet in langer Reihe die ‹Güggs›-Gläschen auf und dahinter eine weitere Reihe von Eindeziliterbuddeli, die er alle zusammen füllte, ehe er die Pforten öffnete.»[61]

Im Unterschied zu Naglers Wirtshaus frequentierten jedoch auch Arbeiter dieses Lokal. Sie tranken frühmorgens rasch einen Morgenschnaps, um sich für den harten Tag zu stärken. Diese Praxis war besonders der in der Entstehung begriffenen Abstinenzbewegung ein Dorn im Auge. In Basel kam es in den 1920er-Jahren per Volksentscheid gar zu einem Verbot des Morgenschnapses.[62]

Ein weiteres sichtbares Zeichen der grassierenden Armut und Wohnungsnot waren die Wäscheschiffe in der Limmat, dicht oberhalb des oberen Mühlestegs gelegen. Um die Waschküchen war es nämlich in vielen Häusern aus Platzgründen sehr schlecht bestellt. Die Stadt stellte daher den Hausfrauen und Berufswäscherinnen am Limmatquai zwei Wäscheschiffe zur Verfügung, auf denen je zwei Parteien miteinander arbeiten konnten.

---

[60] Gysler, Einst in Zürich, S. 35.

[61] Gysler, Einst in Zürich, S. 41.

[62] Vgl. Trechsel, Rolf. Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Lausanne 1990; Brändle, Fabian und Ritter, Hansjakob. Zum Wohl! Hundert Jahre Kampf gegen den Alkoholismus in Basel. Basel, im Druck.

«Schon am frühen Morgen kamen die Frauen mit einem alten wackeligen Kinderwagen angefahren, auf dem eine grosse Zaine mit Wäsche thronte. Manchmal musste zugleich auch das Kleinkind mitgenommen werden, das dann zuerst am Ende des Schiffes weich gebettet wurde. Ächzend schleppten die Frauen die schweren Zainen die hölzerne Stiege zum Schiff hinunter und dann gings los.»[63]

Jede Frau hatte ihr eigenes Wäscheverfahren, die Finger wurden indessen im Winter bei jedem Verfahren klamm vor Kälte. Im Sommer rann der Schweiss bei der äusserst strengen Arbeit in Strömen, und dann sorgte eine Flasche Bier dafür, dass der Mund nicht austrocknete. Abends konnten sich die Knaben einen Fünfräppler verdienen, indem sie die schwere, nasse Wäsche vom Schiff zum Kinderwagen schleppten. Die Frauen reinigten inzwischen die Schiffe, «denn es war eine zwingende Ehrensache, der Nachfolgerin einen sauberen Platz zu hinterlassen. (...) Keine Frau verliess das Schiff, ehe es sauber war.»[64]

Im innerzürcherischen Vergleich war Aussersihl der vom Pauperismus am meisten versehrte Stadtteil. Nirgendwo sonst lebten so viele Personen auf so wenig Raum, nirgendwo sonst war der Anteil armer Ausländer so hoch.[65] In Zürich, so Heinrich Gysler, ging das Sprichwort, dass Aussersihl von der Mäuseplage verschont bleibe, da die Nager ganz einfach nichts zu essen fänden.[66] Die Mieten waren zwar nach der Bauwut der 1890er-Jahre relativ billig, doch waren eben auch die Löhne der Arbeiterinnen und Arbeiter sehr tief. Auf dem

---

[63] Gysler, Einst in Zürich, S. 127.

[64] Gysler, Einst in Zürich, S. 129.

[65] Vgl. Künzle, Daniel. Wohnen im Arbeiterquartier. Stadtentwicklung und Lebensbedingungen am Beispiel Zürich-Aussersihl im ausgehenden 19. Jahrhundert. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1986; Bärtschi, Hans-Peter. Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadtteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte. Basel 1983; Kreis, Konrad. Städtische soziale Segregation und Arbeiterwohnungsfrage. Die soziale und bauliche Entwicklung einer Arbeitervorstadt, am Beispiel von Zürich-Aussersihl, 1860–1900. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1981.

[66] Gysler, Einst in Zürich, S. 177.

Bau arbeiteten viele Italiener, die ihre noch minderjährigen Buben als Handlanger mitnahmen.

«Unternehmungslustige Italienerehepaare nützten diesen Rush weidlich aus, indem sie eine Vierzimmerwohnung mieteten, drei Räume davon vermieteten, wobei sie in jedes (Zimmer) mindestens drei bis vier Matratzen mit Wolldecke auf den Boden legten und auf diese Art bis zwanzig Schlafgänger in einer Wohnung hatten. Für den Vermieter war dies ein glänzendes Geschäft, denn jeder Schläfer zahlte 10 bis 20 Rappen Schlafgeld pro Tag, so dass ein recht hübscher Betrag über den ganzen Mietzins herauskam. Dazu kam noch, dass der Vermieter innerhalb der Wohnung Chiantiwein verkaufte, dafür aber hin und wieder Ausschweifungen in Kauf nehmen musste.»[67]

Die sozialen Spannungen entluden sich dann 1896, als beim sogenannten Italienerkrawall italienische Emigranten durch die Strassen gehetzt und verprügelt wurden. Zudem wurden italienische Läden und Wirtshäuser demoliert und teilweise gar geplündert.[68] Erst das Militär konnte dem unseligen Treiben Einhalt gebieten. Die italienischen Saisonarbeiter pflegten einen eigenen, bisweilen exzentrischen Lebensstil, der von den Einheimischen beargwöhnt wurde. Schnell hatten sie bei Schlägereien ein Messer zur Hand. Die Gerichte, so die Einheimischen, hätten Raufhandel und Totschlag zu lax beurteilt. Der sozialdemokratische Bezirksrichter Otto Lang kam jedenfalls zum Urteil, dass die Redewendung, wonach der Messergebrauch bei Italienern Usus sei, keine grosse Übertreibung darstelle.[69] Die Italiener waren aber auch Sündenböcke für die nachteiligen Folgen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels. Namentlich hatten die qualifizierten Handwerker mit der Konkurrenz der Fabriken zu

---

[67] Gysler, Einst in Zürich, S. 170.

[68] Vgl. Looser, Heinz. Der Italienerkrawall von 1896. Widerstände gegen die Einführung bürgerlicher Verhältnisse in der Grossstadt. Zürich 1983. Heinrich Gysler widmet dem Italienerkrawall ein eigenes, spannendes Kapitel. Vgl. Gysler, Einst in Zürich, S. 181–184.

[69] Suter, Meinrad. Kantonspolizei Zürich 1804–2004. Zürich 2004, S. 128 f.

kämpfen, viele von ihnen mussten sich neu orientieren. Auch die vielen kleinen Ladenbesitzer hatten arge Probleme, denn die Konkurrenz war gross. Da damals «alles und jedes ‹aufs Büchli› (auf Kredit) geholt wurde»[70], hatten sie oft nur wenig Bargeld zur Verfügung, mussten aber ihrerseits Zahlungen an die Lieferanten begleichen. Und wenn sie allzu sehr auf Zahlungen pochten, drohten die Kunden abzuspringen. Der Italienerkrawall war jedenfalls ein besonders düsteres Beispiel für die «Nichtintegration» einer Gruppe von Fremden.

Schluss

Der vorliegende Aufsatz wollte einige Aspekte des Zürcher Alltagslebens um 1890 beleuchten. Kronzeuge war dabei der Journalist Heiri Gysler, der in vielen, 1964 zu einem Buch zusammengefassten Kolumnen detailgetreu und mit Humor über das Zürcher Stadtleben vor der ersten Eingemeindung schrieb. Nebst den Themen Essen, Attraktionen und Pauperismus, über die hier berichtet wurde, bieten Gyslers Texte viele wertvolle Informationen mehr, zum Beispiel zu abgegangenen Bräuchen, zur Technik, zum alten Stadtbild etc. So bilden die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Heiri Gysler in vielerlei Hinsicht eine sehr wertvolle historische Quelle. Als Einstieg zu einer stadtsoziologischen Arbeit eignen sich dessen Texte jedenfalls hervorragend.

---

[70] Gysler, Einst in Zürich, S. 170.